



Schein und Sein / Sichtbares und Unsichtbares in den Kulturen Südosteuropas

Veranstalter: Südosteuropa-Gesellschaft / Schroubek Fonds Östliches Europa / Friedrich-Schiller-Universität Jena / Balkanologenverband
Jena, 3.-5. Dezember 2015

Bericht von Martin Mlinarić (Jena) und Dragan Šljivić (Erfurt)



Im altherwürdigen Senatssaal der Friedrich-Schiller-Universität Jena versammelte sich mit freundlicher finanzieller Unterstützung der Südosteuropa-Gesellschaft, des Schroubek Fonds Östliches Europa, der Friedrich-Schiller-Universität Jena und des Balkanologenverbandes ein interdisziplinäres und internationales Fachpublikum. In seiner Begrüßung wies *Wolfgang Dahmen* (Jena) darauf hin, dass sich Jena in den letzten zwanzig Jahren zu einem Zentrum der Südosteuropa-Forschung entwickelt habe. Ausdruck dessen sei neben der Etablierung des interdisziplinären Studiengangs Südosteuropastudien das DFG-Graduiertenkolleg 1412, aus dem in der Zwischenzeit fast vierzig, an Themen vielfältige Arbeiten von Doktorand/-innen und Postdoktorand/-innen hervorgegangen sind oder noch publiziert werden.

Gabriella Schubert erläuterte in ihrer Einführung und Begrüßung die Relevanz der bipolaren Begriffspaare „Schein und Sein“ sowie „Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit“ für die menschliche Wahrnehmung im Allgemeinen und für die Kulturen Südosteuropas im Besonderen. Sie wies darauf hin, dass beide Pole in einem dynamischen Spannungsverhältnis zueinander stehen. Das menschliche Auge sei für gewöhnlich auf das Sichtbare ausgerichtet, da es Orientierung ermöglicht und das maßgebende Paradigma von Wirklichkeit und ihrer Erkenntnis darstellt. Dabei seien wir nur allzu leicht geneigt zu unterstellen, dass Sichtbares dem Seienden entspricht. Doch manches davon stelle sich dann als Schein, Illusion und ein Sich-Glauben-Machen heraus. Im südosteuropäischen Kontext ist vieles vom Sichtbaren Schein, Illusion und ein Sich-Glauben-Machen. Beispielhaft hierfür steht – so Schubert – die Plagiatsaffäre um den ehemaligen Ministerpräsidenten Rumäniens Victor Ponta, der sich aus karrieristischen Motiven heraus und um den Schein einer gelehrten Persönlichkeit zu erwecken, einen Dokortitel erschlich.

Das Symposium widmete sich dem Gegenstand in zwei unterschiedlichen Panels: zum einen der Relevanz von Schein/Sein und Sichtbarkeit/Unsichtbarkeit in sozialen Kontexten (u.a. Korruption, Klientelismus, Marginalisierung) und zum anderen ihren Verankerungen in mentalen Kontexten des Alltagshandelns, des (Aber-)Glaubens und Brauchtums.

Den Auftakt im ersten Panel bestritt *Hans-Christian Maner* (Mainz) mit „Land und Leute sehen – Die Darstellung der südöstlichen Regionen der Habsburgermonarchie und seiner Bewohner im Kronprinzenwerk“. Die Bände des Kronprinzenwerks porträtieren primär schöne Landschaften sowie Brauchtum und Kultur der Völker des Habsburgerreiches. Maner analysierte die Abbildungen und Darstellungen aus den Bänden zu „Dalmatien“, „Bosnien-Herzegowina“ sowie „Croatien und Slavonien“ unter dem Aspekt imagologischer Auto- und Heterostereotype. Das zwischen 1889 und 1902 erschienene Kronprinzenwerk sei eine positive Interpretation des österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates gewesen, welches die soziale und ethnische Fremdheit des „kulturell-rückständigen“ Anderen produktiv-positiv zu erfassen versuchte. Der Anspruch des Werkes war es, zur Versöhnung im Vielvölkerreich beizutragen und konturenreiche Selbstbilder

aller Reichsvölker und -Gruppierungen zu popularisieren. Es sei ein politisches Werk gegen die zentrifugalen Kräfte im Reich gewesen, obgleich es nicht unterlassen wurde, die „Landplage der Roma“ und ihre größere kulturelle Distanz gegenüber den Serben kritisch zu beschreiben.

Den zweiten Beitrag leistete *Anton Sterbling* (Rothenburg/O.L.) mit einer profunden rollentheoretischen und essayistischen Ausführung zur sozialen Ehre, dem Sozialprestige, zu sozialen Anerkennungsbedürfnissen, zur sozialen Distanzierung und sozialen Kontrolle im südosteuropäischen Kontext. Anhand von südosteuropäischen Fallbeispielen wurde aus soziologischer Sicht analysiert, wie die Phänomene des Sehens und „Nicht-Gesehen-Werdens“ als Elemente sozialer Beziehungen und Interaktionsprozesse fungieren. Sehen weise grundsätzlich komplementäre Aspekte auf. Es sei zudem konventionell, kulturspezifisch und interaktionsgebunden. Der symbolische Code ist an soziale Erwartungsstrukturen geknüpft und stets standortgebunden. „Gesehen werden wollen“ spielt im Kontext von Prestige und Ehre eine zentrale Rolle sozialer Anerkennungsbedürfnisse. Von der Schilderung einer pompösen Berghochzeit, über das Prahlen mit westlichen Automobilen bis hin zur Privatisierung kollektiven Eigentums im rumänischen Sozialismus waren seine theoretischen Ausführungen empirisch unterlegt. Er verwies auf die normative Doppelstruktur sozialer Kontrollmechanismen, in der eine unsichtbare und stillschweigend anerkannte Konvention das sichtbare Unrecht quasi kompensierte.

Anschließend sprach *Peter Jordan* (Wien) zum „Sichtbarwerden von Kulturlandschaften allein durch ihren Namen“. Namen beschreiben grundsätzlich Merkmale des geographischen Raumes, markieren das Territorium einer Gemeinschaft, da mit der Namensgebung das Territorium durch eine Person oder Gemeinschaft in Anspruch genommen wird. Namen unterstützen die emotionale Bindung zwischen Mensch und Raum und fördern so raumbezogene Identitätsbildungen, wodurch mentale Bilder entstehen. Es gebe Kulturräume, die durch staatliche Grenzen getrennt worden sind, jedoch zu früheren Zeiten eine Verwaltungseinheit bildeten und bis zum heutigen Tag eine lebendige raumbezogene Identität aufweisen. Zu beobachten sei dies am Beispiel der Zips (Slowakei), ferner in Galizien (Polen, Ukraine), Siebenbürgen (Rumänien), in dem auf drei Staaten aufgeteilten Banat (Rumänien, Serbien, Ungarn) und in Dalmatien (Kroatien). Oftmals sind die ehemaligen Einheiten durch die Namensgebung aus der jetzigen staatlichen Verwaltung vollkommen verschwunden. Galizien ist eine Art „Klein-Polen“ in Polen. In der Ukraine werde dieser Begriff, da er an die polnische Herrschaft erinnert, gleichermaßen abgelehnt. Siebenbürgen wurde innerhalb Rumäniens nie zu einem eigenständigen Verwaltungsgebiet. Im Banat gebe es immer noch ein übernationales Regionalbewusstsein. Dalmatien wiederum sei unter Venedig wieder zum Regionalbegriff geworden und es seien autonomistische Züge – wie in all den anderen Fällen auch – wahrnehmbar.

Am späten Abend hielt *Klaus Roth* (München) den Festvortrag des Symposiums zur „Macht des Unsichtbaren. Kommunikation und Alltagshandeln in Südosteuropa“. Roth vertrat die These, dass die Beziehungen zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren in Südosteuropa deutlich verschieden seien von jenen in den westlichen Ländern. Seine Analyse gliederte er in drei Komplexe: zeitlich, räumlich und wahrnehmungstheoretisch. In der abendländischen Tradition bestehe eine grundsätzliche Hierarchisierung der Sinne. Laut Aristoteles genieße das Auge die Priorität. Nachgeordnet seien die anderen Fern- (Gehör) und Nahsinne. Das Sehen werde zum Synonym des Verstehens. In westlichen *high trust societies*, besonders in den protestantischen Ländern, müsse Transparenz im Sinne der Evidenz des Sichtbaren herrschen. Die Balkangesellschaften seien wiederum laut Christian Giordano *low trust societies* – „Gesellschaften des öffentlichen Misstrauens“. Es herrsche eine grundlegende „Kultur des Verbergens“. Ein Bestandteil der politischen Kultur seien auch die sehr verbreiteten Verschwörungstheorien, in denen der Balkan als ein Spielball der Großmächte wahrgenommen werde. In den sozialen Beziehungen sei es für

den westlichen Beobachter oftmals mühselig, die sozialen Normen innerhalb der Macht des Unsichtbaren zu „dechiffrieren“. Entosmanisierung und Europäisierung haben sich im Sinne einer „Fassaden-Modernisierung“ nur oberflächlich an sichtbaren Objekten manifestiert. Die sich dahinter befindenden Werthaltungen blieben davon jedoch unangetastet. Der Realsozialismus brachte ebenfalls keine Veränderung, sondern nur eine Verschärfung dieser Verhältnisse. Das Beispiel Bulgariens ließe deutlich werden, dass in dieser Zeit eine „alltägliche Schizophrenie“ herrschte, die eine Folge der Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit war. Im Kontext der post-sozialistischen Transition habe die ehemalige Nomenklatura ihr politisches Gewicht in ökonomisches Kapital umgewandelt. Die Ausmaße der Korruption führten gar dazu, dass manche Länder als *failed states* etikettiert werden. Die Staaten Südosteuropas präsentierten zwei Gesichter: Eines gegenüber der EU, ein anderes gegenüber der eigenen Bevölkerung. Nur der äußeren – sichtbaren – Form nach könne man von Demokratien sprechen. Unsichtbar bleibe, dass es sich eher um „Quasi-Demokratien“ und „Als-ob-Demokratien“ handele.

Am 4. Dezember 2015 wurde die Vortragsreihe mit der Präsentation von *Alexander Kiossev* (Sofia) mit dem Titel „Visuelle Nationalismen: Gebrauchsweisen von bulgarischen Identitätssymbolen im öffentlichen Raum von Sofia“ fortgesetzt. In der öffentlichen Kommunikation ließe sich eine Hierarchie der Kommunikationsschichten feststellen, so Kiossev. Nach 1989 sei eine neue Struktur der Öffentlichkeit entstanden, die mannigfaltige Botschaften, visuelle Konflikte, Dissonanzen und Spannungen aufweise. Das symbolische Kapital wurde privatisiert, ebenso die offizielle Emblematik. Es ereignete sich ein Wechsel vom sozialistischen zum kapitalistischen visuellen Code. Die Symbole des Kapitalismus seien omnipräsent. Man könne von einer Hierarchisierung der Öffentlichkeit sprechen: Die globalen Werbungen dominieren, ihnen sind die nationalen nachgeordnet, und die Anzeigen von Kleinunternehmen haben ihre Nische in der untersten Schicht gefunden. Diese Mannigfaltigkeit führe zur Sättigung des Blickes und einer visuellen Verschmutzung. Im Gefolge der Europäisierung hätten nationale Symbole viel von ihrer Bedeutung verloren. Große Firmen benutzten die nationale Flagge in eigener Art und Weise. Im individuellen Bereich dienten die nationalen Symbole als Marker für das Eigene oder als Protestsymbole. Auch Graffiti, wie etwa Parolen der rechtsextremen Gruppen, fänden ihre eigene Nische. Man könne von einer Multiplizierung der Kommunikation, damit aber auch von einem Kommunikationsverlust sprechen. Die Botschaften existieren, um gesehen, jedoch nicht notwendigerweise auch verstanden zu werden. Die drei Bildschichten – die globale, die nationale und die „nachbarschaftliche“ – haben in Bulgarien ihre autonome Existenz.

Zu „Branding bei Minderheiten: Visuelle Repräsentation von Religion und Ethnizität bei den Pomaken West-Thrakiens“ referierte *Christian Voß* (Berlin). Bei jener Minderheit handele es sich um eine Bevölkerungsgruppe, die nur noch minimale sprachliche Verständigungsmöglichkeiten mit den bulgarischen Pomaken aufweise. Branding wiederum meine ein werbestrategisches Konzept der Imagepflege, das in diesem Fall auf eine nationale Gruppe übertragen wird. Die Pomaken seien eine „Minderheit der Minderheit“, die im Moment drei Abgeordnete im griechischen Parlament habe (Syriza und Potami). Die Pomakizität habe eine säkulare Gestalt angenommen. Es gibt eine liberale greko-muslimische Option und eine radikalere Strömung. Bulgarophilie sei auch zu verzeichnen, eine Rückkehr zum Bulgarentum *qua* Orthodoxie sei in Griechenland jedoch nicht zu beobachten. Es seien in den pomakischen Zeitschriften zudem verschiedene Formen eines anti-türkischen *Hate Speech* zu vermerken. Die Verbindung von pomakischen Symbolen mit dem Griechentum habe bereits stattgefunden. Eine Wiederbelebung der pomakischen Sprache sei auch zu beobachten, wobei in den Kinderbüchern die visuelle Darstellung der Pomaken fast immer mit den traditionellen Trachten und visuellen Codes verbunden sei. Eine gemeinsame Identitätsausbildung mit den anderen slawischsprachigen Balkanmuslimen (Bosniaken, Gora, Torbeschi, Pomaken) sei wiederum nicht zu verzeichnen.

Anschließend sprach *Nicole Immig* (Frankfurt a.M. / Jena) zu dem Thema „Wiederentdeckung versteckter Vergangenheiten: Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit in der Geschichte Südosteuropas“. Am Beispiel Thessalonikis lasse sich im griechisch-türkisch-osmanischen Kontext veranschaulichen, in welcher Weise neben nationalgeschichtlichen Narrativen auch das Interesse für die Forschung über „versteckte“ und „andere“ – auf den ersten Blick „unsichtbare“ – Vergangenheiten zugenommen habe. Dies betreffe im Besonderen Vergangenheiten ehemals gemischter und „anders“ besiedelter geographischer Räume. Materielle Erzeugnisse marginalisierter Vergangenheiten, die dem sprachlichen, religiösen und/oder kulturellen Nationalcode nicht entsprachen, verschwanden und wurden so zu unsichtbaren Vergangenheiten. Immig verwies dabei insbesondere auf staatliche Akteure und Gemeinschaften, die zu einer Neuentdeckung von Vergangenheiten beigetragen haben. Die verdrängten Geschichten existierten neben den glatten nationalen Narrativen. Thessaloniki entwickelte sich von einer gemischten zu einer homogenisierten Stadt. Im Jahr 1923 verließen die letzten Muslime die Stadt. Im II. Weltkrieg sind 95 % der Juden der Stadt ums Leben gekommen, die vor dem Krieg ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Obwohl die Osmanen als „negative Anwesende“ wahrgenommen wurden, ist ihr Erbe in der Stadt durchaus sichtbar geblieben. Was die Neuentdeckung der verdrängten Vergangenheiten in Thessaloniki befördert hat, waren folgende Entspannungsfaktoren: Die politischen Beziehungen zwischen der Türkei und Griechenland sind deutlich besser geworden; die neue „mazedonische Bedrohung“ lenkte den Fokus auf einen anderen Feind; die Kontakte zwischen Griechen und Türken sind zahlreicher geworden (z.B. auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Universität); die Holocaust-Geschichte hat zur Neuentdeckung der jüdischen Vergangenheit beigetragen. Die Entspannung gegenüber den Slawen trat deutlich später ein: Erst im Jahr 2013, als zu Ehren der Heiligen Kyrill und Method Feierlichkeiten veranstaltet wurden. Hierbei wurde jedoch die griechische Zugehörigkeit der beiden Slawenapostel betont. Die slawische Geschichte Thessalonikis sei nach wie vor unsichtbar geblieben.

Die ehemaligen Stipendiaten des DFG-Graduiertenkollegs 1412, *Martin Mlinarić* (Jena) und *Dragan Šljivić* (Erfurt), nahmen in ihrem Vortrag zu dem Thema „Sexuelles Othering und Demokratie in postjugoslawischen Gesellschaften“ einen Vergleich von zwei christlich inspirierten *pro-life*-Bewegungen vor. Beide Bewegungen erhielten mediale Prominenz als Kämpfer gegen die „totalitäre homosexuelle Propaganda“, „unwissenschaftliche Gender-Ideologie“ oder „Ideologie des Homosexualismus“. Seit 2009 organisierten *Dveri* „Familien-Märsche“, die sie als eine Form des Protests gegen die jährlich anberaumten *Pride Paraden* in Belgrad abhielten. Der neokonservative Bürgerinitiative *U ime obitelji* sei es gelungen, erfolgreich gegen die kroatische Mitte-Links-Regierung zu opponieren, indem der Sexualkundeunterricht blockiert und das Ehe-Referendum von 2013 für sich entschieden wurde. Sexuelle Differenz sollte nach Lesart beider Bewegungen unsichtbar bleiben. Sexualität sei in der bürgerlichen Gesellschaft eine Privatsache, die nicht in der Öffentlichkeit sichtbar werden solle. Die christlichen Argumente und Weltanschauungen, die die wesentlichen Grundlagen des sexuellen Fremdmachens (*Otherings*) bilden, würden jedoch primär in säkularisierte Argumentationsmuster wie Familie und Demokratie, Toleranz, Antidiskriminierung, Eltern-, Menschen- und Kinderrechte übersetzt. Die Argumentationsstrategie beider Bewegungen sei sehr ähnlich, jedoch unterschieden sie sich in ihrem öffentlichen Auftreten voneinander. Die kroatische Bewegung versuche, sich als bürgerliche und gemäßigte Option zu positionieren, die starke Verknüpfungen zum angelsächsischen Neokonservatismus aufweise. Einige Vertreter und Unterstützer haben einen direkten Diaspora-Hintergrund aus den USA, Kanada oder Australien. *Dveri* hingegen habe eine radikalere, anti-kapitalistische und anti-okzidentale Rhetorik entwickelt und sich als anti-globalistische Bewegung profiliert. Die Beziehungen zu Russland würden besonders betont und ein Verbot der „Propaganda des Homosexualismus“ nach russischem Vorbild wird von ihnen befürwortet. Das Demokratie- und Menschenrechtsverständnis sei bei beiden rechten Bewegungen, ob katholisch oder orthodox

konnotiert, sehr ähnlich ausgeprägt. Beide ordneten sich in den europaweiten Trend des zunehmenden Rechtspopulismus und der globalen Kritik am liberal-permissiven Zeitgeist ein.

Die Journalistin *Jelena Kisić* (Belgrad) sprach zu dem Thema „Discourse of 'Byzantinism' in the German Press: the Case of the Serbian Orthodox Church“. Der Untersuchungszeitraum bezog sich auf die jugoslawischen Zerfallskriege (1991-1995) und die Demokratisierung Serbiens (2000-2013). Der Begriff „Byzanz“ bzw. „byzantinisch“ korreliere fast ausschließlich mit einer negativen Konnotation und Projektion. In den gehobenen deutschen Zeitungen (F.A.Z, taz, ZEIT, DER SPIEGEL) werde das Westliche mit dem Demokratischen gleichgesetzt und das „Byzantinische“ als gewalttätig, undemokratisch und folglich nicht-europäisch dargestellt. Die orthodoxe Religion werde zum wesentlichen Abgrenzungsfaktor erklärt, wobei die negativen Eigenschaften der Serben durch ihr primär byzantinisches Erbe erklärt würden. Im Gegensatz dazu würden die Kroaten (Katholiken) als demokratischer und folglich europäischer perzipiert. Auch nach dem Krieg sei es, so Kisić, zu keiner grundsätzlichen Veränderung in Hinblick auf den Byzantinismus gegenüber den Serben gekommen. Byzantinismus operiere mit den gleichen stereotypen Zuschreibungen wie Balkanismus (Todorova) oder Orientalismus (Said), jedoch sei er noch spezifischer auf jene Kollektive zugeschrieben, die ein orthodoxes und byzantinisches Erbe aufweisen.

Die Gastgeberin des Symposiums, *Gabriella Schubert* (Berlin / Jena), eröffnete das zweite Panel, welches Verankerungen von „Schein“ und „Sein“, „Sichtbares“ und „Unsichtbares“ in mentalen Vorstellungen des (Aber-)Glaubens, Brauchtums und Alltags in den Mittelpunkt stellte. Schubert thematisierte die serbische „Slava im Spannungsfeld von sichtbar/unsichtbar und Schein/Sein“. Die Slava sei das „Fest der Feste“ und als Fest des christlichen Hauspatrons primär ein religiös-familiäres Ereignis, wenngleich es vermutlich schon dem vor-christlichen Ahnenkult entstamme. Bei diesem Fest lasse sich beobachten, auf welche Weise das im Brauchtum traditionell geltende Zusammenspiel zwischen ‚sichtbar‘ und ‚unsichtbar‘ bzw. zwischen dem Diesseits und Jenseits in der Gegenwart durch die Dualität von ‚Schein‘ und ‚Sein‘ überlagert wird. Die christlichen Heiligen (z.B. Erzengel Michael, Nikolaus von Myra, Johannes der Täufer, Heiliger Georg, etc.) gelten als Beschützer der im Haus lebenden Personen und werden patrilinear tradiert. Die Heiligen, so Schubert, gehören der überraumzeitlichen, unsichtbaren Welt Gottes an, deren Schutz in der diesseitigen, sichtbaren Welt feierlich herbeigerufen wird. Im Ablauf des Hauspatronenfestes tritt zutage, dass diese beiden Welten auch gegenwärtig noch als komplementär und als miteinander kommunizierende sowie interagierende Welten verstanden werden – der Hauspatron gilt als auf dem Fest anwesend. Zugleich ist das Hauspatronenfest als soziales Ereignis Bestandteil nationaler Identifikation bzw. ein Element ethno-nationaler Markierung. Zahlreiche Gäste aus dem Verwandtschafts-, Freundes- und Nachbarschaftskreis sind einzuladen und reichlich mit Speis (bis zu 100 kg Fleisch) und Trank (bis zu 70 l Schnaps) zu bewirten, denn die Slava nicht zu feiern, geht mit großen sozialen Anerkennungsverlusten einher. Damit ordnet sich die Slava als gesellschaftliches Ereignis sowie als sichtbares Zeichen nationaler Identifikation dem Potenzialgefälle zwischen ‚Schein‘ und ‚Sein‘ unter. Trotz Ermahnungen der Kirche droht die Slava immer mehr zu einem Ess- und Trinkgelage zu entarten, das mit übertriebenem und zuweilen ruinösem finanziellen Aufwand verbunden ist. Obschon die Slava nach dem Systemwechsel deutlich an Bedeutung gewonnen hat, lasse sich bereits über einen langen Zeitraum feststellen, dass das Fest seit dem 20. Jahrhundert seine religiös-spirituellen Elemente allmählich verliere und deutlich mehr zur Pflege von sozialen Netzwerken diene.

Es folgten die Ausführungen von *Walter Puchner* (Athen) zur „Performanz und Imagination – Sichtbares und Unsichtbares in der Volkskultur Südosteuropas“. Puchner sprach zu performativen Akten und Aktionen im südosteuropäischen Raum, die das Gesagte miteinbeziehen können, aber nicht müssen, jedoch gesehen werden – und sei es, wie bei den magischen Praktiken, nur von

einer imaginierten Instanz. Inhaltlicher Schwerpunkt waren die Bestandteile der performativen Riten – die Sprache, die Maske und die Verkleidung. Zum Unsichtbaren gehörten Glaubensvorstellungen zwischen Sakralität und Superstition, wie magische Praktiken, empirische Therapeutik, Orakel und Prophezeiungen, aber auch populäre Devotionsformen und kirchliche Benediktionen am Rande der hochkirchlichen Dogmatik, die besonders typisch für die südosteuropäische Pastoralpraxis sind; ferner die Prophylaktik für eine ungeheuer reichhaltige Dämonologie sowie die Strategien der Entzauberung vom allgegenwärtigen „Bösen Blick“. Jede Änderung des Hochrituals bedürfe einer spezifischen und begründeten Entscheidung. Die mündliche Vermittlung der Riten in Südosteuropa sei auch heute jenseits der Schriftlichkeit verblieben. Die rituellen Sequenzen haben eine kommunikative Bedeutung und sind eine besondere Form der Äußerung. Beide Kommunikationsbereiche verfügen über eine gewisse Ästhetik und Poetik. Die Volkskultur sei voll von verborgener Sinnhaftigkeit, die innerhalb der Vielfalt des Wenigen nicht immer lesbar ist.

Zum Abschluss des zweiten Tages präsentierte *Thede Kahl* (Jena) das Thema „Sonne, Mond und Sterne und ihre (unsichtbaren) Funktionen in der Folklore Südosteuropas“. Die aus Feldforschungen aufgenommenen gesungenen und gesprochenen Texte der balkanischen Volksliteratur bildeten die Grundlage von Kahls Ausführungen zu den Himmelskörpern und ihrer unsichtbaren Bedeutung für die südosteuropäische Folklore. Nicht nur Sonne und Mond könnten einander heiraten, auch Menschen könnten mit den Gestirnen Beziehungen eingehen. Kahls Schwerpunkt lag zum Ersten auf Sprichwörtern, Redewendungen, Bauernweisheiten, zum Zweiten auf Sagen, Legenden und Märchen, zum Dritten auf oraler Versepik, Heldenliedern, Balladen, Liebes- und Hajdukenliedern; zum Vierten auf Liedern, die den Jahresverlauf („erbarungslose Sonne“) thematisieren und zum Letzten auf Trauer- oder (nicht-)religiösen Liedern. Am Beispiel von West-Thessalien (Griechenland) oder bulgarischen Dörfern in Rumänien lasse sich aufzeigen, was für eine Bedeutung Sonne, Mond und Sterne in der Folklore jener Regionen haben. Die Himmelskörper werden als lebende Wesen verstanden. Sonne und Mond können Verwandtschaftsbeziehungen eingehen, sich mit den Menschen verheiraten oder ihre eigene Hochzeit feiern. Im Donauraum vermute man gar, dass Donau, Mond und Sonne sich miteinander unterhalten können. Himmelskörper können auch als Ersatzeltern fungieren; man könne Sterne zu Schwiegereltern haben. Die südosteuropäischen Kulturen hätten diese personifizierte Darstellung der Himmelskörper bis in die Gegenwart in der Volkskultur beibehalten, womit es für die Forschung immer noch möglich sei, diese „vormodernen“ Wahrnehmungen besonders gut zu dokumentieren.

Am 5. Dezember 2015 wurde die Tagung fortgesetzt mit dem Vortrag von *Wolfgang Dahmen* und *Victoria Popovici* (beide Jena). Die Jenaer Rumänisten referierten zu dem Thema „... Weil nicht sein kann, was nicht sein darf ... – Schein und Sein in der rumänischen etymologischen Forschung“. Es wurde dargestellt, wie in der rumänischen Sprache ab dem 18. Jahrhundert eine deutliche Zäsur festzustellen ist, die vor allem auf die Relatinisierung oder Reromanisierung ausgerichtet war. Hierbei handele es sich um einen Versuch der politischen und kulturellen Eliten, den gewünschten (west-)romanischen Charakter des Rumänischen zu festigen und damit den durch Slavismen, Gräzismen und Turzismen geprägten südosteuropäischen oder balkanischen Charakter der Sprache zu verschleiern. Insbesondere die kulturelle Orientierung zum Lateinischen, Italienischen und Französischen sei hier von herausragender Bedeutung gewesen. Man könne bei zwei prominenten Standardwörterbüchern gar von einer „totalitären Frankophilie“ und damit verbundenen Russophobie sprechen. Hierbei paare sich nach Ansicht von Dahmen und Popovici im Rahmen der rumänischen Sprachpolitik Unwissen mit Ideologie, da neben der Frankophilie auch die Tatsache berücksichtigt werden müsse, dass viele LinguistInnen über mangelnde Russisch-Kenntnisse verfügten. Nur so ließe es sich erklären, weshalb Wörter wie *Lift*, *Kosmonaut*

oder *Dispatcher* in Standardwörterbüchern mit französischer Entlehnung angegeben worden seien, obschon sie eigentlich dem Russischen entstammten. Unsichtbar bleibe, dass der Einfluss des Französischen maßlos überschätzt worden sei, so dass viele Begriffe in Wörterbüchern weniger aus dem Russischen oder Deutschen abgeleitet worden sind, obgleich dies gelegentlich die naheliegende Option hätte sein müssen.

Daran anschließend folgte *Snežana Stanković* (Berlin / Belgrad) mit ihrem kulturwissenschaftlichen und volkskundlichen Beitrag zu „Totenbrauchtum und Ahnenkult – ein gelebter Ritus auf dem Balkan“. Der Vortrag gab einen Einblick in Dauer und Wandel des Todesereignisses, in Erlebnisse, Trauergefühle und die in ihnen enthaltenen Erinnerungsmechanismen im Balkanraum, die den Ahnenkult in die semiotische Ordnung der Tradition sowie der offiziellen Geschichte übersetzen. Auf diese Art und Weise wird die Geschichte des Kosovo (Amsfeld), der Saloniki-Front, des Bosnien- und kroatischen Heimatkrieges (*domovinski rat*) als eine Art Hinterlassenschaft verstanden und als Botschaft wahrgenommen. Stanković ging der Frage nach, wie die unsichtbare private Ebene der Tradition mit dem Sichtbaren und Offiziellen interagiert. Ahnenkult stelle einen gelebten Ritus dar, durch welchen die historisch tradierten Bilder weiter behalten und bearbeitet werden. Im ehemaligen Jugoslawien werde innerhalb der Privatsphäre eine Verbindung zwischen den Gestorbenen und Verbliebenen sehr stark beibehalten. Die Trauer werde besonders emotional geäußert – es existiere eine „eigene Kultur des Trauerns“. Empirisch sei dies am Beispiel von Trauerliedern, Totenmessen oder Klageliedern mit Klagefrauen zu beobachten. Die Ahnenkulte ermöglichten eine Rückkehr zum Vergangenen und Verlorenen, wie etwa im Fall der Kriegsheldenverehrung der „heroischen Märtyrer“ in Serbien (Kosovo-Serben), bei Albanern (Kosovo) und Kroaten (Heimatkrieg). Die neuen Kirchen bzw. Moscheen werden aber auch als visuelle Markierungen und Trennungslinien zwischen den Ethnien benutzt, was die zahlreichen Grabschändungen im Kosovo leider viel zu oft ins Gedächtnis riefen.

Der Abschlussvortrag wurde zum Thema „Böser Blick und Amulett: Magie im südslawischen Lied im Wandel“ von *Petra Himstedt-Vaid* (Berlin) gehalten. Der Glaube an die Kraft von Amuletten spiele eine große Rolle in der Abwehr des „Bösen Blicks“, der dem Volksglauben nach Ursache für Unfruchtbarkeit, plötzliche Erkrankung von Mensch und Tier oder Ernteauffälle ist. Amulette stellten oft Körperteile, wie Phallus, Fuß und Auge, oder religiöse Symbole dar. Neben muslimischen gibt es auch volkstümliche Amulette. Christliche Amulette sind versehen mit Kreuzen, Ikonen oder Medaillons. Amulette werden als Heilmittel benutzt. Die arabische und aus dem Koran stammende Redewendung *Mashallah* diene auch als Schutz gegen den „Bösen Blick“. Eine weite Verbreitung finde das blaue Glasaugen (Nazar-Amulett) in zahlreichen Regionen Südosteuropas und des Orients. Einen besonderen Schutz böten angeblich auch Knoblauch-Amulette, da man glaube, dass sie eine gute Gesundheit bewahren könnten. Im südslawischen Volkslied werden sowohl der „Böse Blick“ (*urok*) als auch der magische Schutz durch das Amulett und der Gebrauch des *zapis*, ein mit einem Bibel- oder Koranspruch beschriebenes Papierstück, besungen. Belege finden sich bei dem für den Liebeszauber benutzten Amulett in der bosnischen Liebeslyrik (*Sevdalinka*) oder noch heute beim serbischen *Turbo Folk* in der Unterhaltungsmusik.

Das interdisziplinäre Symposium wurde von Gabriella Schubert und Wolfgang Dahmen (Jena) beschlossen. Die vorgestellten Papiere haben zur Sichtbarmachung von unterschiedlichsten Phänomenen in „Gesellschaften des Verbergens“ beigetragen. Es wurde deutlich, dass Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit bzw. Wahrnehmung als kulturelle Phänomene in den südosteuropäischen Kulturen in Vergangenheit und Gegenwart von zentraler Bedeutung waren bzw. sind. Auch wenn relevante Betrachtungen aus Bereichen wie Musik, Philosophie und Kunst weitestgehend ausgespart werden mussten, wurde im Verlauf des Symposiums deutlich, dass die symbolische Macht und die soziale Kontrolle von ‚Schein‘ und ‚Sein‘ sowie ‚sichtbar‘ und ‚unsichtbar‘ in tradierten

Vorstellungen und Werthaltungen, in politischen und sozialen Kontexten wie der Marginalisierung von Minderheiten oder auch der (Un-)Sichtbarmachung von Geschichte, Sprache und Folklore fest verankert sind.